

Grelles Licht lässt meine Augen förmlich explodieren, die Kopfschmerzen sind unerträglich. Ich drehe den Kopf weg, presse die Lider zusammen und blinzle immer wieder in die Helligkeit hinein, um mich zu orientieren. Ich erhasche Fetzen unbekannter Bilder – ein Zimmer, löchrige Jalousien, Staub glitzert in den hellen Strahlen, die hereinfallen.

Langsam gewöhnen sich meine Augen an das Licht, die Kopfschmerzen lassen nach. Vor mir ist ein hölzernes Doppelbett mit einer Tagesdecke, daneben Nachttischchen mit kleinen Lampen darauf, links davon ein großer Schrank ... alles schon etwas betagt. Ein Motelzimmer? Die Tageszeit lässt sich schwer schätzen. Ich will ein Fenster öffnen, doch ich kann nicht aufstehen, kann mich nicht bewegen – meine Hände und Füße sind an einen Stuhl gefesselt! Ich werfe mich herum und winde mich, doch das Seil schneidet nur noch tiefer in meine Haut. Es schmerzt! Ich will schreien, aber mein Mund schmeckt nach Plastik, die Lippen brennen – Klebeband!

Mit steigender Nervosität blicke ich mich um, aber ich bin allein.

Um mich abzulenken, versuche ich angestrengt mich zu erinnern, wie ich hierhergekommen bin. Ich durchforste mein Gedächtnis, aber da ist nichts, das mir weiterhilft.

Ich höre Geräusche hinter mir. Es klingt wie einzelne Schritte, die immer näher kommen. Ich bekomme Panik, will meinen Kopf in Richtung des Geräusches drehen, mache aber die Bewegung zu ruckartig und kippe über mit dem Stuhl zur Seite. Der Aufprall ist hart, der Teppich abgewetzt und ziemlich verkrustet. Aus dieser Perspektive sehe ich winzige Beinchen in alle Richtungen flüchten. Ich schreie dumpf gegen meine zusammengeklebten Lippen und werfe mich mitsamt dem Stuhl herum; sofort schneidet das Seil noch tiefer in meine bereits brennende Haut, sodass ich gar nicht mehr aufhören kann, in das Klebeband zu schreien.

Plötzlich höre ich, wie eine Tür geöffnet und schnell wieder geschlossen wird. Schritte. Eine Sekunde später steht der Stuhl wieder auf seinen Beinen – ich verliere vor Schmerz fast den Verstand; Lichtpunkte tanzen auf meiner Netzhaut, ich bekomme viel zu wenig Luft durch die Nase. Mein Schreien erstickt zu einem hysterischen Stöhnen.

Wer auch immer da hereingekommen ist, schlendert an mir vorbei zu einem der Nachttischen und öffnet die untere Schublade. Ich kann nicht erkennen, was er oder sie aus dem Fach herausnimmt, kämpfe gegen die Bewusstlosigkeit; alles ist verschwommen.

Ohne die Schublade wieder zu schließen, tritt der Unbekannte neben mich und flüstert mir ins Ohr: »Hab keine Angst. Es wird nur kurz wehtun.«

Ohne Vorwarnung spüre ich den brennenden Schmerz Tausender Nadeln in meinem Oberarm. Ich brülle meinen letzten Atem gegen die versiegelten Lippen, bäume

mich auf, atme panisch und in heftigen Stößen durch die Nase ein und aus, spüre heiße Tränen über meine Wangen laufen.

So plötzlich, wie der Schmerz gekommen ist, ist er auch wieder verschwunden. Ich beruhige mich und hoffe, dass ich das nicht noch einmal durchmachen muss. Doch schon spüre ich erneut diesen Schmerz, aber diesmal zentrierter, nicht so großflächig und auch kürzer – fast erträglich. Ich beherrsche mich, kontrolliere meinen Atem, verzichte auf Bewegungen, die das Seil immer enger zusammenziehen – meine Hände sind jetzt schon taub.

Noch viermal wiederholt sich das Spiel, fast schon Routine, ich atme ruhig, versuche meinen Gegner zu erkennen, doch vor meinen Augen tanzen trotz aller Bemühungen weiterhin Lichtreflexe.

»Du wirst heute hier schlafen. Ich hoffe, es ist bequem genug.«

Schon bin ich wieder allein. Ich bekomme eine Panikattacke, glaube, es keine weitere Minute ertragen zu können, geschweige denn eine ganze Nacht. Meine Gliedmaßen sind so gefühllos, dass ich den Schmerz kaum noch wahrnehme, also reiße ich wieder an den Fesseln, teste die Stabilität des Stuhls, doch ich erkenne schnell die Aussichtslosigkeit meiner Bemühungen.

Ich versuche mich zu beruhigen, die Panik zurückzudrängen, um rationale Entscheidungen treffen zu können. Ich blicke auf meinen linken Oberarm hinunter, der mit roten Schwellungen überzogen ist, die wie eine Art Muster aussehen. Verbrennungen? Aber mein Arm ist zu eng an den Stuhl gebunden, ich kann nicht viel

erkennen. Vom Versuch tränen mir die Augen und ich gebe auf.

Ich bin erschöpft, müde und plötzlich wird mir schwarz vor Augen ...

Schweißgebadet wachte ich in meinem Bett auf und musste mich kurz orientieren, dann erkannte ich mein Zimmer. Mit steifen Muskeln knipste ich meine Nachttischlampe an, die neben mir auf dem Boden stand. Das Licht war hell und blendete mich. Vor mir an der Wand sah ich das vertraute Poster mit dem *Empire State Building* hängen. Der monströse weiße Schrank mit Spiegeltür, mein Bett ...

Ich wälzte mich in dem Doppelbett mit der sündhaft teuren Matratze herum und schaute auf den hellblauen Wecker: fünf Uhr morgens. Mein erster Gedanke war, dass ich in zwei Stunden aufstehen und in die Schule gehen musste, doch dann fiel mir wieder ein, dass heute ein Feiertag war, ein verlängertes Wochenende anstand. Mit großer Erleichterung machte ich das Licht wieder aus, ließ mich in mein Kissen zurückfallen und schlief noch mal ein.

Als ich blinzeln die Augen wieder öffnete, stand die Sonne schon hoch am Himmel und schien mit voller Kraft durch meine Fenster. Es war schon beinahe Frühling und die Lichtstrahlen wärmten mich angenehm.

Rasch war ich auf den Beinen und schritt zu dem mon-

strösen Schrank. Es war Samstagmittag und meine Verabredung erst für den Abend geplant. Ich zog erst mal eine blaue Trainerhose und einen weichen Schlabberpulli an, band mir die Haare zu einem Dutt zusammen und trat in den hellen Flur. Ich schlitterte gekonnt über den glatten Teppich und wäre vom Schwung fast die Treppe hinuntergerissen worden – gerade konnte ich mich noch am Geländer festhalten.

Ich holte einmal tief Luft und schritt langsam und mehr oder weniger würdevoll die Treppe hinunter.

Als ich in der Küche ankam, hörte ich wie meine Mom, wahrscheinlich auf dem Sofa sitzend, eine Seite ihres Buches umblättert. Unsere Küche war nicht sehr groß, hatte weiße Schranktüren, und den Tresen hatte man so angestrichen, dass er wie grüner Stein aussah. Mir persönlich gefiel das überhaupt nicht, doch meine Eltern ließen sich nicht überzeugen, die Küche umzubauen.

Nachdem ich mir eine Schale Müsli zubereitet hatte, gesellte ich mich zu ihr auf das weiße Ledersofa und schaltete den überdimensionierten Plasmafernseher ein. Die routinierte Stimme eines Nachrichtensprechers ertönte und meine Mom horchte kurz auf. Dann lehnte sie sich wieder zurück und las still weiter.

Unsere Stube wäre eigentlich ziemlich groß, wenn der Esstisch nicht in der Mitte stehen würde. Der Boden war mit weißen Marmorplatten ausgelegt und durch die Balkenfenster wurde das ganze Wohnzimmer hell beleuchtet.

Ich zappte mich kurz planlos durch die Programme und gab dann auf.

»Was hast du heute denn noch vor, Emilia?«, fragte Mom.

Ich mochte meinen Vornamen nicht, meine Freunde nannten mich deshalb E. J. Nur meinen Eltern war das nicht beizubringen.

»Ich gehe heute Abend mit Emma aus, Freunde besuchen. Kennst du nicht.«

Sie musterte mich kurz, dann sagte sie etwas strenger: »Okay, aber du kommst mit dem letzten Zug nach Hause!«

Meine Mutter war, abgesehen von der Sache mit meinem Namen, eine Seele von Mensch, nicht allzu streng und erlaubte mir vieles. Von all meinen Freunden hatte ich die am wenigsten strengen Eltern. Mom hatte kurzes, rotbraunes Haar und arbeitete als Buchhalterin in einem Krankenhaus. Abends kam sie meistens zur selben Zeit wie ich nach Hause, also konnten wir immer zusammen zu Abend essen.

Ich wollte gerade den Fernseher erneut anmachen, um meine Lieblingsserie zu gucken, als auch schon mein Dad dazwischenkam: »Emilia Jane McCallum! Musst du nicht in die Schule?«, donnerte er.

Er wusste genau, dass ich meinen vollen Namen als Strafe Gottes betrachtete; wütend blitzte ich ihn an. »Heute ist Feiertag, du zerstreuter Professor! Oder warum bist du nicht in der Uni?«

Er schlug sich grinsend die Hand vor die Stirn. »Mea culpa ...«, brummte er verlegen und schlurfte in die Küche.

Mein Dad war ein recht angenehmer Typ, wenn er gut gelaunt war. Er hatte dunkelblondes Haar mit vereinzelt weiß-silbernen Strähnen, sah aber trotzdem noch jung aus, was von den hellblauen Augen verstärkt wurde. Ihn sah ich leider nur selten, da er oftmals für seine Forschun-

gen auf Reisen war oder sich in seinem Büro verkroch und über seinen Büchern brütete. Wenn diese beiden Dinge mal nicht der Fall waren, unterrichtete er als Professor der Paläontologie an der *ETH Zürich* oder gab Seminare an anderen Universitäten. Auf seinen Forschungsreisen hatte er schon viele Dinge entdeckt und durfte auch mal etwas benennen: ein wunderschönes fossiles Stück, das aussah wie ein Schmetterlingsflügel. Manchmal brachte er auch kleinere Fundstücke mit nach Hause und studierte sie in seinem mit Büchern vollgestopften Büro. Selten bekamen meine Mutter und ich eines dieser Stücke zu Gesicht, und wenn, dann nur ganz kurz, was mich oft sehr enttäuschte, denn solche Funde fand ich unglaublich spannend. Ich nahm im Übrigen jede Gelegenheit wahr, um in seinem Büro herumzustöbern, wenn er mal nicht da war.

Da ich erst gegen Mittag aufgestanden war, war der Nachmittag nach einem Frühstück vor dem Fernseher schon fast rum. Ich stellte mein Geschirr in die Spülmaschine und verzog mich in mein Zimmer, um mein Abendoutfit zu planen. Ich öffnete die beiden Schranktüren und stand eine kleine Ewigkeit vor meinem Klamottenfundus, ohne zu einer Entscheidung zu gelangen. Schließlich entschied ich mich für schwarze Jeans und einen weißen Pullover. Ich legte beides auf das noch ungemachte Bett und ging ins Bad. Meine Haare sahen struppig aus, da hatte ich noch einiges vor mir. Höchste Zeit für eine Dusche.

Krebsrot und noch tropfend flüchtete ich vor den Spiegel des Kleiderschranks, weil man im Bad vor lauter

Dampf die Hand vor Augen nicht erkennen konnte. Dunkelbraune, feuchte und gelockte Haare zeigten sich. Zuerst kämmte ich sie kräftig durch, dann begann ich sie mit dem Föhn zu trocknen. Es dauerte zum Glück nicht allzu lange, aber als ich wieder in den Spiegel blickte, sah ich eine Unmenge von kleinen Haarsträhnen, die frech an der Seite abstanden. Für jedes Problem gab es eine Lösung, zum Glück auch für dieses. Mit dem Glätteisen wurden die kleinen Krausen schnell zu glatten Strähnen und zum Schluss musste ich sie nur noch einmal kurz durchkämmen und meine Frisur war fast schon perfekt.

Inzwischen waren die Dampfschwaden im Bad so weit verschwunden, dass man den Spiegel da drin wieder benutzen konnte. Ich strich mir etwas mehr Make-up auf die Wangen als sonst und benutzte auch etwas mehr Mascara als üblich – schließlich würde ich heute Abend zu einer Party gehen und neue Leute kennenlernen, da wollte ich nicht nach Alltag aussehen; auch wenn dies meinem Freund Jared wahrscheinlich nicht sonderlich gefiel.

Da ich gerade an ihn dachte, fiel mir auf, dass er mir heute noch gar keine Nachricht geschickt hatte.

Zurück in meinem Zimmer legte ich mich bäuchlings aufs Bett und las meine Nachrichten auf dem Handy durch. Keine war von Jared. Etwas enttäuscht entspernte ich das iPhone und checkte die anderen WhatsApp-Nachrichten. Es war nichts wirklich Interessantes dabei. Emma fragte nach der Bestätigung für heute Abend und der Rest war durchweg von verschiedenen Gruppen-Chats.

Ich sah auf die Uhr und merkte erst jetzt, wie spät es schon war. In zehn Minuten würde mein Bus fahren!

Schnell spurtete ich die Treppe hinunter, stieg in meine warmen Lederstiefel, wickelte mir einen Schal um den Hals und riss die Jacke vom Haken. Vor lauter Hektik hätte ich beinahe noch meine Tasche vergessen.

Ohne mich von meinen Eltern zu verabschieden, rannte ich zur Bushaltestelle, erwischte den Bus im letzten Moment und warf mich heftig atmend in einen freien Sitz.

Am Bahnhof, wo ich umsteigen musste, wäre ich auf dem Weg zu meinem Gleis fast noch ausgerutscht, weil es immer noch kalt und glatt war ... mein Atem bildete kleine Wölkchen, als ich wartend auf dem Bahnsteig auf und ab marschierte.

Als der Zug kam, erhielt ich eine Nachricht von Emma: *Bin im hintersten Wagen, oben.*

Ich fand sie schnell und wir umarmten uns zur Begrüßung.

»Wer sind eigentlich die Typen, die wir heute kennenlernen?«, fragte Emma gleich.

Ich zuckte die Achseln. »Ich weiß es selbst nicht so genau. Es sind beides Freunde von einer alten Klassenkameradin, Pauline«, antwortete ich.

Sie blickte mich etwas verdutzt an und wechselte das Thema: »Wie läuft es eigentlich zwischen dir und Jared?«

»Es geht so. Er schreibt mir fast nicht mehr und wirklich viel zu sagen haben wir uns auch nicht, wenn wir uns sehen. Ich habe langsam das Gefühl, dass ich ihm zu langweilig bin«, meinte ich betrübt.